

# EINÜBUNG UND WEISUNG

„Ich war krank, und ihr habt mich besucht!“

(Mt 25,36)

Die berühmte französische Schriftstellerin Simone de Beauvoir hat in den 60er Jahren ein Buch geschrieben mit dem Titel „Ein sanfter Tod“<sup>1</sup> In diesem Buch beschreibt sie die letzten Wochen ihrer todkranken Mutter im Krankenhaus:

Die Mutter wird unerwartet ins Krankenhaus eingeliefert. Die 78jährige Frau war in ihrer Wohnung in Paris gestürzt und lag mehrere Stunden allein auf dem Boden, ohne daß man ihr helfen konnte. Schließlich wurde sie von einer ihrer Töchter aufgefunden, die sie unverzüglich ins Krankenhaus transportieren ließ. Im Krankenhaus stellte man fest, daß die Mutter bereits schwer erkrankt war und es keine Hoffnung auf Heilung mehr gab.

Simone de Beauvoir befand sich gerade auf einer Auslandsreise, als sie vom Unfall der Mutter hörte. Sie reist ab und besucht ihre Mutter im Krankenhaus.

Das erste, was die Mutter ihr sagte, als sie das Krankenzimmer betrat, war: „Du hast mir seit zwei Monaten nicht mehr geschrieben! (11) Die Tochter war zwar verwundert, aber sie macht sich zunächst nichts daraus. Sie denkt noch: „Letzten Endes war sie im Alter, wo man stirbt.“ (13)

Aber mit der Zeit ändert sich die Einstellung der Tochter. In den folgenden Wochen besucht sie ihre Mutter regelmäßig und häufig und begleitet ihren Krankheits- und ihren Sterbeprozeß.

Es ist für Simone de Beauvoir eine schwere Zeit: Es graut ihr vor der Kälte des Krankenhauses und seiner Maschinerie, sie ist entsetzt über den körperlichen Verfall ihrer Mutter, der von Tag zu Tag auf erschreckende Weise zunimmt. Sie schreibt:

„Diesmal entzog sich die Verzweiflung meiner Kontrolle: Das Mitleid zerriß mich!“ (34)

Und sie schreibt an anderer Stelle:

„Mir lag nicht besonders viel daran, Mama vor ihrem Tod wiederzusehen, aber ich ertrug den Gedanken nicht, daß sie mich nicht wiedersehen sollte.“ (69)

Aber die Mutter hat Angst, und sie bittet ihre Tochter inständig, bei ihr zu bleiben. Und die Tochter bleibt bei ihr.

In den langen Stunden, in denen sie bei ihrer Mutter wacht, denkt sie immer wieder über ihre gemeinsame Vergangenheit nach, über ihre Kindheit und ihr Tochtersein. Vieles kommt ihr wieder zu Bewußtsein – keineswegs immer nur Gutes. Sie erinnert sich an die Konflikte, die sie mit der Mutter austrug. Die Mutter konnte ihre Tochter nicht mehr verstehen, konnte nicht verstehen, was sie da in ihren Romanen und Essays schrieb. Die Tochter andererseits litt unter der einfaf-

<sup>1</sup> Simone de Beauvoir, *Ein sanfter Tod*, Reinbek b. Hamburg 1968.

chen Denkstruktur ihrer Mutter. Die Beziehung wurde immer schlechter: „Das Schweigen zwischen uns wurde immer undurchdringlicher.“ (75)

Aber – in den letzten Stunden wird die Beziehung zur Mutter immer besser. Simone de Beauvoir beginnt, ihre Mutter, deren Fehler und Schwächen zu verstehen. Und als die Mutter dann schließlich starb, meinte die Stationsschwester: „Gnädige Frau, ich versichere Ihnen, es war ein sanfter Tod.“ (98)

Warum diese traurige, ja schreckliche Geschichte?

Wir kennen die Geschichte der drei Freunde, die den Hiob auf dem Krankenlager besuchen (Hiob 2, 11–13). Im Evangelium lesen wir von den sieben Werken der Barmherzigkeit. Eine Forderung, die Jesus an uns stellt, lautet: „Ich war krank, und ihr habt mich besucht.“ (Mt 25, 36) Wenn man den Evangelientext liest, wirkt er zunächst harmlos – ein Satz, eine kurze Feststellung. Aber – ist dieser Satz wirklich so harmlos?

Simone de Beauvoir hat ihre Mutter in den letzten Stunden ihres Lebens begleitet. Sie hat ein ganzes Buch über diese letzten Stunden ihrer Mutter geschrieben. Etwas wurde in der Erzählung deutlich: In dem Satz „Ich war krank, und ihr habt mich besucht“ steckt wesentlich mehr, als es zunächst scheint. Simone de Beauvoir beschrieb nicht nur den medizinischen Sterbeprozeß, sondern sie schreibt, was sie dabei empfunden hat. Sie erinnert sich an ihre Kindheit. Vieles wird wach, vieles, was längst vergessen schien.

Als Hiob Besuch von seinen Freunden bekommt, passiert etwas Eigenartiges: Die Freunde wollen ihn in seiner Krankheit trösten, sie meinen es gut mit ihm. Aber anstatt ihn zu trösten, fangen sie an zu moralisieren: Kranksein, so befinden sie, wäre eine Strafe Gottes – wer etwas Schlechtes getan hat, der bekommt von Gott Unglück und Krankheit geschickt.

Das klingt zynisch und gemein – und auch heute noch sind solche Vermutungen zu hören: Es ist noch nicht lange her, da freuten sich so manche darüber, als die Krankheit AIDS über unsere Gesellschaft hereinbrach „Jetzt bekommen die Homosexuellen ihre gerechte Strafe für ihr Fehlverhalten!“

Mittlerweile sind die Stimmen – Gott sei Dank – stumm geworden. Krankheit ist keine Strafe Gottes – so leicht kann man es sich dann doch nicht machen.

Die Freunde des Hiob merken nicht, daß sie dem kranken Mann mit ihrem Be such und ihren Ratschlägen keinen Gefallen tun.

Vor einigen Jahren besuchte ich im Krankenhaus einen alten Mitbruder aus unserem Kloster. Er lag im Sterben. Wir waren bei ihm, wir hielten ihm die Hand, wir blieben still.

Plötzlich tritt der Krankenhausseelsorger in das Zimmer ein, um den Kranken zu besuchen. Von Anfang an war seine Art unangenehm. Er war aufdringlich, laut, geradezu tolpatschig. Er erzählte eine fromme Phrase nach der anderen und schließlich zog er wieder ab. Da wandte sich der alte Bruder zu mir und flüsterte: „Ist er weg?“ Ich sagte: „Ja, gerade hat er das Zimmer verlassen.“ Daraufhin der kranke Mitbruder: „Gott sei Dank!“

Der Priester kam und wollte etwas Frohes sagen. Aber offensichtlich ist der Besuch am Krankenbett nicht gelungen. Die Freunde Hiobs sind danebengetreten, der Krankenhausseelsorger auch. Was haben sie falsch gemacht?

Sie haben es sicher nicht böse gemeint, das möchte ich keinem unterstellen. Aber vielleicht haben sie die Situation nicht ernst genug genommen.

Der Schriftsteller Reinhold Schneider schrieb einmal: „Kranke besuchen heißt, eine echte Beziehung zur Krankheit zu finden.“<sup>2</sup> Ich denke, in diesem Satz steckt ein sehr tiefer Sinn. Und dieser Sinn ist es, was den Besuch am Krankenbett so schwer macht. Vielleicht ist es die Angst vor dem, was einen selbst an Schmerz und Grauen erwartet. Dann halte ich lieber auf innere Distanz.

Mir selbst ist dieses „Werk der Barmherzigkeit“ während einer Krankenseelsorgs-Ausbildung, an der ich teilnahm, deutlich geworden: Unser Kurs war in einer heftigen Diskussion. Die Frage war: „Wie gehe ich auf den Patienten zu, den ich auf der Station besuche?“ Jeder von uns war bemüht, jeweils etwas noch Gescheiteres dazu zu sagen. Welche Theorien von uns entwickelt wurden! Da plötzlich unterbrach uns der Ausbilder: „Hören Sie endlich auf, ihre Arbeit so auf den Sockel zu heben. Halten Sie sich den Auftrag Jesu vor Augen: ‚Ich war krank, und ihr habt mich besucht.‘ Mehr will Gott gar nicht von Ihnen. Und wenn Sie diesen Wunsch Jesu einmal genau überprüfen, dann wird Ihnen klar, wie gewaltig das ist, was da dahintersteckt.“

Der Krankenbesuch ist eine Chance – manchmal sogar die letzte Chance – der Versöhnung. Eine Bekannte von mir hat jahrelang unter dem Tod ihrer Mutter gelitten. Die Mutter starb einen langsam Tod im Krankenhaus. Aber die Tochter hat es nicht fertiggebracht, sich in dieser Zeit mit ihr auszusöhnen. Viel zuviel blieb ungeklärt. Und als die Mutter dann tot war, machte sich die Tochter bittere Vorwürfe, wie sie mit ihrer Mutter zeit ihres Lebens umgegangen war.

Kommen wir wieder zurück auf die Aufzeichnungen von Simone de Beauvoir: Nach dem Tod ihrer Mutter denkt die Schriftstellerin noch einmal nach: Was haben ihr diese Wochen gegeben? – „Diese vier Wochen haben in mir Bilder, Alpträume und traurige Gefühle hinterlassen, die ich (sonst, T. E.) nie kennengelernt hätte ...“ (103 f) Andererseits hat sie der Tod der Mutter vor Gewissensbissen bewahrt. Simone de Beauvoir muß kein Angst mehr haben, ihrer Mutter nicht genug Platz in ihrem Leben gelassen zu haben. Sie schreibt: „Durch die ihr gewidmeten Tage, durch den Frieden, den unsere Anwesenheit ihr gab, hatten wir, so schien es uns, all das wiedergutmacht. Ohne unsere beharrliche Wachsamkeit hätte sie viel mehr leiden müssen.“ (104)

»Barm-herzig-sein“ heißt „mit dem Herzen arm sein“, d. h. von dem Leiden anderer ehrlich – nicht gestellt – ehrlich berührt zu sein. Und das fordert Gott von uns: Barmherzig sein, ein Herz zu haben für den anderen.

Das meint es, wenn es heißt: „Ich war krank, und ihr habt mich besucht.“

*Thomas Eggensperger OP, Düsseldorf*

---

<sup>2</sup> In: *Werke der Barmherzigkeit*. Hrsg. von W. Sandfuchs, Freiburg 1962, 55.